

BELINDA BAUER

Was tot ist

BELINDA BAUER

Was tot ist

Psychothriller

Aus dem Englischen
von Marie-Luise Bezenberger

MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»Rubbernecker« bei Bantam Press,
an imprint of Transworld Publishers, London.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Manhattan Bücher erscheinen im
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2014

Copyright © der Originalausgabe

2013 by Belinda Bauer

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher Genehmigung
des Hans-im-Glück-Verlags, München

Umschlaggestaltung und Konzeption: Buxdesign, München
unter Verwendung von Motiven von © plainpicture/Gallery Stock/

Bjorn Keller/Link Image

Redaktion: Alexander Behrmann

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-54750-0

www.manhattan-verlag.de

Für Simon, für all die frühen Tage.

Teil 1

1

Sam Sterben ist nicht so leicht, wie es im Film immer aussieht.

Im Film kommt ein Auto auf Glatteis ins Schleudern. Es schlingert über die Straße, schwankt am Rand der Klippe.

Es kippt, es stürzt, die Türen brechen ab, es schlägt auf und prallt ab, schlägt auf und prallt ab – und bleibt schließlich an einem Baum liegen, mit den Rädern nach oben, wie eine qualmende Schildkröte. Andere Autofahrer halten bremsenkreischend an und lassen die Wagentüren offen, als sie zum Rand des Abgrunds stürzen und voller Grauen hinabstarren, während das Auto ...

Das Auto verharrt um des dramatischen Effekts willen regungslos.

Und geht dann in Flammen auf.

Die Menschen treten zurück, sie heben die Arme vors Gesicht, sie wenden sich ab.

Im Film brauchen sie es gar nicht zu sagen.

Im Film ist der Fahrer tot.

Viel weiß ich nicht mehr, aber ich erinnere mich, dass der Pina-Colada-Song im Autoradio lief. Sie wissen schon welcher. *Pina Colada and getting caught in the rain.*

Ich kann diesen Song nicht ausstehen, konnte ihn noch nie ausstehen. Ich überlege, ob ich der Polizei die Wahrheit darüber sagen werde, was passiert ist. Wenn ich kann. Werde ich den Mumm haben, ihnen zu sagen, dass ich gerade ver-

sucht habe, auf einen anderen Sender umzuschalten, als ich auf die Eisplatte geraten bin? Wegen diesem Lied. Werden sie das komisch finden? Oder werden sie die Köpfe schütteln und Anklage wegen gefährlichen Fahrverhaltens erheben?

Um ehrlich zu sein, beides wäre eine Befreiung.

Ich war unterwegs, um Lexi aus Cardiff abzuholen. Sie war verreist gewesen, irgendwo, ich weiß nicht mehr, wo – eine Klassenfahrt vielleicht? –, aber ich weiß noch, wie sehr ich mich darauf gefreut habe, sie wiederzusehen. Sie fuhr oft zusammen mit ihren Freundinnen mit dem Zug nach Hause, aber das Wetter war umgeschlagen, und die Züge fuhren nicht. Vereiste Oberleitungen oder irgend so etwas – Sie wissen ja, wie viele Ausreden Bahnunternehmen für ihre Unzuverlässigkeit finden. Als ich in Lexis Alter war, konnte man die Uhr nach den Zügen stellen, jetzt kann man die Ankunft eines Zuges kaum noch verlässlich im Kalender eintragen.

Wo war ich gleich noch?

Ach ja, ich kam die A470 herunter; die alten Schlackeberge ragten über mir auf, und das Gelände fiel steil zum Tal hin ab. Jetzt wachsen hier natürlich überall Gras und Bäume, weil die staatliche Kohlebergbaugesellschaft aufgeforstet hat, aber früher waren die meisten dieser Berge Abraumhalden. Berge verwandeln sich doch nicht in schwarze Hafergrütze und begraben Kinder in ihren Schulbänken, so wie genau dieser hier vor all diesen Jahren. *Daran* erinnere ich mich, verstehen Sie, und ich erinnere mich auch noch an den kleinen Williams mit dem Schielaug, der die eine Woche zum Rugbytraining kam und in der nächsten dann nicht und überhaupt nie wieder. Andere Erinnerungen jedoch sind wacklig oder gar nicht vorhanden.

Ich weiß noch, dass ich dachte, *Ups, Sam, DAS hast du nicht kommen sehen!* Und wie ich dann gegen die Leitplanke geknallt bin und mich gefragt habe, was für eine Lüge ich

Alice wohl würde auftischen müssen, um die Beule in dem Ford Focus zu erklären. Wir hatten ihn erst seit sechs Monaten, und sie sagt immer, ich fahre zu schnell. Doch ehe ich mir auch nur eine gute Lüge *ausdenken* konnte, sprang das Auto irgendwie in die Luft, und dann war ich ganz plötzlich auf der *falschen* Seite der Leitplanke, und zwischen mir und dem Taff war nicht viel mehr als ein siebzig Meter langer Steilhang.

Der Sturz verlief in vier Abschnitten.

Der Wagen prallte mit dem Kühler voran auf, und die Windschutzscheibe zerbarst zu einem Spitzenschleier mit einem Geräusch, als würde ein riesiger Käfer zertreten.

Dann folgte die Stille, während ich flog wie eine fröhliche Lerche.

Dann prallte er abermals auf – nichts als krachendes Metall und das Gras ganz dicht vor meiner Nase. Ich versuchte, den Kopf wegzureißen, doch ich hatte keinerlei Kontrolle und sah die feuchten Büschel und die Kristalle aus übrig gebliebenem Eis, so groß und funkelnd wie Teller.

Dann kam noch mehr wunderschöne Stille, während ich zusah, wie der trübe Schneehimmel in Zeitlupe vorüberzog, und mich fragte, wer jetzt wohl Lexi abholen würde. Wir hatten doch nur das eine Auto. Vielleicht konnte sie ja bei Debbie übernachten – Debbie ist ein nettes Mädchen.

Diesmal biss ich mir von innen in die Wange, als der Wagen aufschlug, und schmeckte den Eisengeschmack von Blut im Hals. Die Tür wurde weggerissen, und ich sah, wie mein rechter Arm dicht vor der Öffnung herumfuchtelte, während wir von Neuem abhoben – ich und der Ford, den wir gemeinsam bei Evans Halshaw in Merthyr gekauft hatten. Es war ein Vorführwagen, deshalb bekamen wir ihn um zwei Riesen billiger, aber er roch immer noch wie neu, und das ist das Wichtigste, meinte Alice.

Sie wird *dermaßen* sauer auf mich sein.

Ich erinnere mich nicht daran, ein viertes Mal aufgeprallt zu sein, aber das war wohl so, sonst wäre ich ja nicht hier – ich wäre der erste Fordfahrer im Weltraum.

Bei meinem Pech würde ich wahrscheinlich nicht mal mehr das wissen.

Der Verkehr bewegte sich im Kriechtempo dahin, und der achtzehnjährige Patrick Fort konnte die Blaulichter vor ihnen ausmachen.

»Ein Unfall«, sagte seine Mutter.

Auf sinnlose Bemerkungen antwortete Patrick nicht. Sie hatten doch beide Augen im Kopf, oder etwa nicht? Er seufzte und wünschte sich, er säße auf seinem Fahrrad. Dann wären Staus kein Problem. Doch seine Mutter hatte darauf bestanden, den Wagen zu nehmen – obgleich Patrick nicht gern Auto fuhr –, weil er seine guten Sachen anhatte, für das Vorstellungsgespräch. Er trug das einzige Hemd mit Kragen, das er besaß, die graue Flanellhose, in der seine Oberschenkel immer so juckten, und die Schuhe, die keine Turnschuhe waren.

»Hoffentlich ist niemandem etwas passiert«, meinte sie. »Ist wahrscheinlich in der Kurve auf Glatteis geraten.«

Wieder sagte Patrick nichts. Seine Mutter redete oft so – gab zu ihrer eigenen Erbauung überflüssige Geräusche von sich, wie um sich selbst zu beweisen, dass sie nicht taub war.

Sie krochen auf einen gereizten Polizisten in Warnweste zu, der mit einem Arm wedelte und die Autos in der freien Spur vorbeilotste.

Jetzt konnten sie die Stelle sehen, wo ein Auto von der Klippe gestürzt war. Die stumpfsilberne Leitplanke war völlig verzogen, als hätte sie versucht, den Wagen so lange wie möglich zu halten, hätte ihn aber dann mit einem verbogenen

Seufzer loslassen müssen. Eine kleine Schar Feuerwehrmänner stand da und schaute über den Rand der Klippe. Dafür zumindest waren sie durch ihre Ausbildung wohl qualifiziert, dachte Patrick bei sich.

»Oje«, sagte Sarah Fort halblaut. »Die armen Leute.«

Der Wagen vor ihnen hatte angehalten, und Patrick konnte sehen, wie sämtliche Insassen die Hälse nach links reckten.

Schaulustige. Ganz versessen auf einen flüchtigen Blick auf den Tod.

Der Polizist brüllte sie an und wedelte wie wild mit dem Arm, damit es weiterging.

Ehe das Auto seiner Mutter sich wieder in Bewegung setzen konnte, öffnete Patrick seine Tür und trat auf den Asphalt hinaus.

»Patrick!«

Er beachtete sie nicht. Die Luft draußen war frisch, und der Hang über ihm kam ihm plötzlich *echter* vor – ein düster aufragender Buckel aus fester Materie, von einem gelb-roten Teppich aus abgestorbenem Wintergras bedeckt. Er ging zu den Feuerwehrmännern hinüber.

»Patrick!«

Patrick lehnte sich gegen das, was von der Leitplanke noch übrig war, und spähte ins Tal hinunter. Ein Auto lag dicht am Flussufer, in ein kleines Wäldchen verkeilt, die Räder im Tod himmelwärts gereckt. Eine Trümmerspür kennzeichnete seinen Weg von der Straße aus – eine Autotür, eine Zeitschrift, ein Stück einer verdrehten Zierleiste. Das Radio in dem verunglückten Wagen war noch an, und Patrick konnte hören, wie ein Song blechern aus dem Tal den Hang heraufschwebte. *In Dreams* von Roy Orbison – 1963. Patrick machte sich nichts aus Musik, ein Erscheinungsdatum jedoch vergaß er nie.

»Was ist passiert?«, fragte er.

Der am nächsten stehende Feuerwehrmann drehte sich zu ihm um, eine Selbstgedrehte zwischen die Lippen geklemmt.

»Wer sind Sie denn?«

»Ist da jemand drin?«, wollte Patrick wissen.

»Vielleicht. Gehen Sie zurück zu Ihrem Auto.«

»Ist er tot?«

»Was glauben *Sie* denn?«

»Kann ich von hier aus nicht sagen«, erwiderte Patrick achselzuckend. »Sie etwa?«

»Hör zu, Klugscheißer, zieh Leine. Wir arbeiten hier.«

Mit gerunzelter Stirn warf Patrick einen Blick auf seine Hand. »Sie rauchen und glotzen ein Auto an.«

»Mach dich einfach vom Acker, ja?«

»Kein Grund, unfreundlich zu werden.«

»Verpiss dich!«

»Patrick!« Seine Mutter erschien und nahm ihn am Ellenbogen und sagte Entschuldigung zu den Feuerwehrmännern, obwohl sie doch gar nicht wissen konnte, wofür.

Patrick warf einen letzten Blick hinab. Dort unten rührte sich nichts. Er fragte sich, wie es wohl war, in diesem Auto da – still und verbogen und blutig und voller Roy Orbison, dessen Stimme höher und höher klomm wie die Marter der himmlischen Heerscharen.

Er schüttelte die Hand seiner Mutter ab, und daraufhin sagte sie Entschuldigung zu *ihm*. Sie entschuldigte sich wegen allem, andauernd.

Sie stiegen wieder in ihr Auto, und seine Mutter fuhr weiter – aber sehr viel langsamer.

2

Tracy Evans hatte gedacht, auf der neurologischen Intensivstation würde sie jede Menge Zeit zum Lesen haben. All die Stille, all die Reglosigkeit, all die komatösen Patienten, die nicht in Pappschalen kotzten, nicht in Urinflaschen pinkelten. Die nicht auf die Klingel drückten, bei der sie sich immer vorkam wie eine verdammte Stewardess – und ganz ohne Zuschläge oder die Aussicht, einen Piloten zu heiraten.

Sie hatte sich auf die stressfreien Dienste gefreut und auf *Rose in voller Blüte*, den dritten Band der Rose-Mackenzie-Serie. Im ersten war Rose gerade aus dem Waisenhaus entlassen worden, schüchtern und bildschön und noch Jungfrau, ungeachtet etlicher erregender Attacken auf ihre Tugendhaftigkeit. Im zweiten hatte der Schurke Dander Cole ihr Geld und ihr Herz gestohlen – woraufhin sie von ihrem hochgewachsenen, dunkelhaarigen und einsilbig-attraktiven Vormund Raft Ankers vor dem drohenden Ruin bewahrt worden war. Rafts geheime (und daher zweifellos tragische) Vergangenheit hinderte ihn natürlich daran, ihr mehr als nur die allerförmlichste Aufmerksamkeit zu widmen, aber Tracy wusste, was Rose selbst noch nicht erkennen konnte – dass in den Tiefen seiner unergründlichen Augen Funken glommen und darauf warteten, als Flammen der Leidenschaft emporzulodern.

Schon der Titel *Rose in voller Blüte* versprach eine Menge in Sachen Feuersbrunst, und die vierundzwanzigjährige Tracy hatte die freie Stelle in der Neurologie des Klinikums von Cardiff mit genau jenem Schwur im Kopf angetreten. Sie hatte sich Reihen schlafender Patienten vorgestellt, die inmitten von Apparaten friedlich dalagen, und sich ausgemalt, wie sie selbst schweigend zwischen ihnen umherging – mehr

Nachtwächterin als Krankenschwester – oder beim Schein einer einsamen gelben Lampe langsam die Seiten umblät-
terte ...

Die Wirklichkeit jedoch hatte sich als anders erwiesen, auf ziemlich ärgerliche Weise. Anders, als Tracy es sich kaum jemals vorgestellt, geschweige denn erlebt hätte. Ein paar Patienten lagen wirklich im tiefen Koma – sie lagen regungslos da und schienen zu schlafen –, andere jedoch befanden sich in den unterschiedlichsten Wachkoma-Stadien. Tracy verrichtete all die gewöhnlichen Pflegetätigkeiten: Infusionen und Katheter wechseln, Waschen, Medikamente und Nährstoffe verabreichen und Veränderungen im Atem- und Bewegungsverhalten dokumentieren. Doch man musste auch Creme in die Haut einmassieren, damit sie geschmeidig blieb, Bettgitter bei den Patienten einhängen, die strampelten und um sich schlugen, und Druckgeschwüre bei jenen verhindern, die das nicht taten. Es galt, Grunzen und Stöhnen und Zwinkern und unverständliches Gebrüll in vernünftige Bitten um Wasser oder einen anderen Fernsehsender zu übersetzen. Windeln mussten gewechselt und Ärschen orangebraune dickflüssige Exkremate abgewischt werden. Physiotherapeuten kämpften geräuschvoll mit allmählich versteifenden Gliedmaßen und zu Klauen verkrümmten Händen. Es galt, Schienen an Beinen anzubringen und bleischwere Leiber in Rollstühle oder auf Stehtische zu hieven, wo die Patienten dann dahingen wie gekreuzigt – alles in dem Bemühen zu verhindern, dass sie sich zu schiefen Föten zusammenkrümmten, einem Zustand, aus dem es vielleicht kein Zurück mehr gab.

Im Großen und Ganzen war es ein einziges Irrenhaus. Und dazu kam – zumindest für Tracy – noch die Angst, dass die Patienten mit den leblosen Augen sie *beobachteten* und nur auf den richtigen Augenblick warteten ...

Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, gab es

auch noch ein Willkommensgeschenk von der Station – eine schmerzhaftes Darminfektion durch Krankenhauskeime, derentwegen Tracy sich ein halbes Dutzend Mal am Tag auf der Toilette krümmte und die sie im wahrsten Sinne des Wortes völlig auslaugte. Die anderen Schwestern nannten das Klinikscheißen und meinten, nächstes Mal sei es nicht mehr so schlimm. Tracy schwor sich, aus ihren Fehlern zu lernen und sofort anzufangen, sich auf andere Stellen zu bewerben, bevor aus *nächstes* Mal *dieses* Mal werden konnte.

In der Zwischenzeit lernte sie, dass es gute und schlechte Komapatienten gab. Jean, eine erfahrenere Kollegin, erklärte ihr das auf eine Art und Weise, die ihr deutlich machte, dass dergleichen einvernehmlich klar und dass es okay war, es zu verstehen, nicht aber, offen darüber zu reden.

Gute Komapatienten waren ruhig. Sie machten keinen Krach, sie schlugen nicht nach einem, wenn man versuchte, ihnen zu helfen. Sie bekamen keine Lungenentzündung und erforderten dann jede Menge zusätzliche Aufmerksamkeit oder rissen sich den Tubus oder die Infusionsschläuche heraus. Gute Komapatienten hatten höfliche Angehörige, die nicht die ganze Station mit irgendwelchen Sachen von zu Hause vollstellten und die Geschenke – eigentlich ja Bestechungsgaben – für das Pflegepersonal mitbrachten in der Hoffnung, dieses möge sich in den langen Stunden ihrer Abwesenheit gut um ihre Lieben kümmern. Im Stationszimmer standen immer mindestens zwei offene Pralinschachteln. Tracy mochte am liebsten die mit Nüssen und hob immer die obere Schicht hoch, bevor es so weit war, um an die darunter zu gelangen, ehe jemand anders ihr zuvorkam.

Man war sich auch einig – zumindest das Pflegepersonal –, dass gute Komapatienten in ihrem früheren Leben auch gute Menschen gewesen waren. Sie waren wegen überlastungsbedingter Schlaganfälle hier, wegen Autounfällen, für die sie

nichts konnten, und wegen Stürzen von Leitern, nachdem sie Nachbarn geholfen hatten, die Dachrinne sauberzumachen, oder Katzen aus Bäumen gerettet hatten. *Guten* Komapatienten strich man über die Stirn und sagte ihnen freundliche Worte ins Ohr, ermunterte sie, mental unversehrt in die Welt zurückzukehren.

Schlechte Komapatienten weinten die ganze Nacht oder verschluckten sich selbst am dünnflüssigsten Haferschleim, sie umklammerten ihre Bettgitter und rüttelten rassend daran wie an den Gitterstäben eines alten Käfigs. Sie brüllten und schlugen um sich und trafen manchmal auch mit einer Faust oder einem Fuß. Sie kackten in frisch angelegte Windeln – anscheinend einfach nur so zum Spaß – und fingen sich ständig Infektionen ein, derentwegen dann die ganze Nacht zusätzliche Pflege nötig war. Schlechte Komapatienten waren hier, weil sie eine Überdosis Drogen genommen oder zu schnell gefahren waren oder sich besoffen vor irgendwelchen Pubs geprügelt hatten. Ihre Verwandten waren anstrengend und misstrauisch. Schlechte Patienten bekamen strenge Mienen und knappe, forsche Handreichungen, und ihre Fixierungsfesseln wurden »zu ihrem eigenen Besten« besonders festgezogen.

Über diese Differenzierung war nichts irgendwo niedergeschrieben, ebenso wenig wurde mit Ärzten oder Angehörigen darüber gesprochen, doch alle Schwestern und Pfleger kannten den Unterschied. Als Jean Tracy am ersten Tag auf der Station herumführte, ging sie von Bett zu Bett und füllte Tracys Kopf mit Biografien, die niemals umgeschrieben oder gelöscht – oder auch nur verifiziert werden würden.

»Der arme Junge hier wollte seiner Freundin gerade einen Verlobungsring kaufen, als er von einem Taxi angefahren worden ist. Der Fahrer hat bestimmt gerade telefoniert«, berichtete Jean. »Die Freundin kommt immer nach der Arbeit und

heult einfach nur. Das süße kleine Ding sagt, sie will ihn immer noch heiraten. Bricht einem glatt das Herz.« Sie seufzte, und es klang aufrichtig, also nickte Tracy und hoffte, damit zu zeigen, dass es ihr ebenfalls ein bisschen das Herz brach – auch wenn sie insgeheim dachte, dass sie, wenn *ihr* (hypothetischer) Freund länger als eine Woche im Koma läge, wahrscheinlich Schadensbegrenzung betreiben und sich absetzen würde. Und nicht bleiben und ihm die nächsten fünfzig Jahre dabei zusehen würde, wie er sich in die Hose schiss.

Jean war schon beim nächsten Bett. »*Der hier*«, setzte sie an und zog einem Mann in mittleren Jahren mit einem knappen Ruck die Decke über die Brust hoch, »ist von der Brücke am Ende der Queen Street gefallen. War wahrscheinlich besoffen. Oder ist gerade vor der Polizei getürmt. Dabei hätte er gar nicht auf der Brücke sein dürfen, weißt du, das ist 'ne Eisenbahnbrücke, da dürfen Fußgänger nicht rauf.«

Das wusste Tracy. Sie war selbst an vielen Freitag- und Samstagabenden darunter hindurchgetorkelt, wenn sie die anderthalb Kilometer vom Evolution zu dem Haus zurückgeschlingert war, das sie sich mit drei anderen jungen Frauen teilte. Ständig hingen da irgendwelche Typen mit Spraydosen über dem Geländer oder veranstalteten irgendwelche Mutproben mit den Zügen, die aus der Queen Street Station abfuhren.

»Ist 'ne echte Nervensäge, der Kerl«, flüsterte Jean über einem anderen Mann. »Flennt und brüllt. Manchmal in irgendwelchen Fremdsprachen, da denk ich doch, der hat was zu verbergen.«

Tracy nickte hingerissen.

»Wegen dem rennen wir alle rum wie die aufgeschreckten Hühner. Wird auch gewalttätig.«

»Echt?«

»Na ja«, meinte Jean und zuckte die Achseln, »wahrschein-

lich nicht mit *Absicht*, aber der kann ganz schön was abräumen. Er ist unheimlich stark, hat Angie den Finger gebrochen.« Mit einem Kopfnicken deutete sie auf eine hübsche dunkelhaarige Schwester mit einem weißen Tapeverband an der linken Hand, dann wandte sie sich mit ernster Miene wieder an Tracy.

»Also sieh dich ja vor.«

»Mach ich.«

»Und die *Angehörigen*«, fuhr Jean mit einem Blick fort, der besagte, dass Tracy das bald selbst herausfinden würde. »Von denen darfst du dich nicht rumschubsen lassen. *Du* bist hier der Profi, nicht die. Merk dir das.«

»Bestimmt«, versicherte Tracy mit fester Stimme und sah sich auf der Station um. Zwei Krankensäle, zwölf Betten – in zehn davon lagen Menschen, die weder tot noch lebendig waren, die Fahrkarten ins Jenseits gekauft hatten und deren Reise dann irgendwie unterbrochen worden war, und die just in diesem Moment erörterten, ob sie weiterfahren sollten oder nicht oder ob sie kehrtmachen und nach Hause zurückkehren sollten.

3

Er war bei vielen Ärzten gewesen, doch erst als er mit fünf in die Schule gekommen war, hatte Patrick begriffen, dass mit ihm etwas nicht stimmte. Er hasste das Chaos seiner Klassenkameraden und dieses Körperbetonte auf dem Spielplatz – wo niemand sonst Interesse daran hatte, den Kies vom Hof aufzulesen und die Steine der Größe nach zu ordnen.

Im Klassenzimmer war ihm keine Aufgabe zu komplex, und es gab nur wenige, die er nicht lösen konnte. Während die anderen Kinder zum Spielen hinausstürmten, pflegte

Patrick zu zappeln und zu schreien, wenn die Lehrerin versuchte, ihn von seinem Alphabet oder seinen Rechenaufgaben loszueisen. Wenn es ums Lernen ging, war er ungeheuer hartnäckig.

Er dekonstruierte seine Lunchbox und sortierte alles Rote aus und wiederholte zwanghaft jeden Satz, der zu ihm gesagt wurde, wobei er der Reihe nach jedes Wort betonte, um die Veränderungen zu schmecken.

LEG die Kreide hin.

Leg die KREIDE hin.

Leg die Kreide HIN.

Und dabei hielt er die Kreide immer noch in der Hand.

Niemand lehnt Anderssein schneller und brutaler ab als Kinder. Bald stellte Patrick fest, dass er nicht zu Spielnachmittagen und Kindergeburtstagen eingeladen und aus Gruppen und von Spielen ausgeschlossen wurde. Doch er wollte gar nicht auf Geburtstagspartys gehen, er hasste Gruppen und verstand die Spiele nicht, deshalb störte ihn das nicht. Schließlich faszinierten ihn auch die Rhythmen von Ameisen, aber das hieß doch nicht, dass er eine *sein* wollte.

Bis er sieben war ...

Kinder durften nicht mit ins Wettbüro, also saß Patrick immer unter dem Tresen, der der Tür am nächsten war, während sein Vater sich auf dem großen Bildschirm Hunde- und Pferderennen ansah. Dort klemmte er zwischen Fahrrädern und einem alten schwarzen Labrador, der entweder ständig nass war oder einfach nur so roch. Manchmal standen irgendwelche Männer direkt vor Patrick, ohne zu merken, dass er da war. Sie lehnten sich mit den Ellenbogen auf den Tresen und lasen die Listen der Hunde, Pferde und Jockeys, die an die Wand gepinnt waren. Und er starrte ihre Knie an und ihren Schritt und die Schmutzspuren, die ihre Stiefel auf

dem Linoleum hinterließen. Er konnte das Kratzen der billigen kleinen Kulis hören, wenn sie ihre Auswahl über seinem Kopf hinkritzelten, und ihr Gegrummel, wenn sie verloren, was andauernd zu passieren schien.

Gelegentlich bemerkten sie ihn, beugten sich herab und sagten: »Alles klar da unten, Kleiner?« Doch wenn das geschah, rutschte Patrick jedes Mal schutzsuchend näher an den Hund heran und antwortete nicht. Einmal hielt ihm ein Mann ein Milky Way hin, und der Labrador schnappte es sich und schlang es mit zwei Bissen hinunter, mitsamt Papier.

»Redet wohl nicht viel, wie?«, sagte ein alter Mann einmal zu Patricks Vater, und dieser erwiderte standhaft: »Er denkt nach.«

Sein Vater sagte stets die Wahrheit: Patrick dachte wirklich nach – darüber, wie die Luft nach Gummi roch, wenn sie aus Fahrradreifenventilen hervorzischte, über die Wettquoten, die sich auf den Bildschirmen ständig veränderten und Pferdennamen auf den Listen auf und ab hüpfen ließen wie Flöhe, und darüber, warum Hunde rosa Zahnfleisch, aber schwarze Lefzen hatten.

Zunehmend unbeachtet, fand Patrick immer mehr Gefallen an seinem Posten neben der Tür, wo er beobachten konnte, ohne selbst beobachtet zu werden.

Es war ein heißer Sommertag, und Patrick zeichnete gerade die Umrise des schlafenden Labradors mit einem Kuli auf das Linoleum, als den Männern im Wettbüro ein entsetztes Aufstöhnen entfuhr – gefolgt von grauenhaftem Schweigen.

Patrick kroch unter dem Tresen hervor und krabbelte an den Schuhen der Männer vorbei nach vorn, bis er sich schließlich nur Zentimeter von dem riesigen Bildschirm entfernt aufrichtete.

Ganz verpixelt durch die extreme Nahaufnahme, trotete ein lilafarbener Jockey über das smaragdgrüne Gras, mit

einem Sattel über dem Arm, der auf einem Pferderücken hätte liegen sollen.

Patrick berührte das Gras und spürte, wie das Grün warm unter seinen Fingern summt.

»Was macht denn der Kleine hier?«, rief jemand, und sein Vater erhob sich und streckte ihm die Hand hin.

Patrick wich zurück. Er hasste es, an der Hand gehalten zu werden, dabei juckten seine Knochen immer so. Doch er sah verdutzt, dass sein Vater Tränen in den Augen hatte. Aus irgendeinem Grund, den er nicht verstand, nahm Patrick deswegen klaglos seine Hand. Er hielt sie sogar weiter fest, als sie die stark befahrene Straße überquerten, und dann weiter bis zu der Bar im Rorke's Drift. Dort spendierte sein Vater ihm eine Cola in einer Flasche, die aussah, als wäre sie in der Mitte zusammengequetscht worden, und stupste die Flasche mit einem dumpfen Klicken mit seinem Bierglas an.

»Auf Persian Punch«, sagte er mit belegter Stimme und kniff sich mit Daumen und Zeigefinger die Nase zu; das war so, als wische er sie sich mit dem Ärmel ab, aber nicht so gewöhnlich.

»Auf Persian Punch«, pflichtete Patrick ihm bei, obwohl er erst später erfahren würde, dass Persian Punch ein Pferd war.

Ein Pferd gewesen war.

Er vergaß nie das Gefühl, das er dabei gehabt hatte. Diese merkwürdige Empfindung, dass er seinem Vater in diesem Moment näher war als jemals irgendjemand anders. Dass er das, was sein Vater fühlte, beinahe mit ihm *teilen* konnte. Zum ersten Mal hatte Patrick eine Ahnung davon, was das war, das andere Kinder anscheinend rein instinktiv wussten – dass sie Teil von etwas Größerem waren, von etwas Geheimnisvollem.

Von etwas, wonach er sich endlich auch sehnte, von dem er aber noch immer nicht wusste, wie er es bekommen konnte.

Die Entdeckung, dass ihm ein entscheidendes Bindeglied fehlte, machte die Schule für Patrick zu einer täglichen Heimsuchung. Alle anderen besaßen den Schlüssel zu Beliebtheit und Glück, und seine unbeholfenen Versuche, seinen eigenen Schlüssel zu finden, endeten jedes Mal damit, dass die anderen Kinder ihn sonderbar ansahen oder ihn beschimpften. Seine Klassenkameraden versteckten seine Stifte, damit sie zusehen konnten, wie er sich aufregte. Und eine Gruppe Jungs wickelte seinen Wintermantel um einen Stein und schmiss ihn auf das Dach des Fahrradschuppens. Die hilflose Wut verwirrte ihn und ließ ihn zu Hause zornig und bockig werden, wo sich seine Eltern dann hinter verschlossenen Türen anschrien. Patrick drückte die Wange gegen das kühle lackierte Holz und lauschte der Stimme seiner Mutter, die sich hysterisch überschlug: »... kann doch nicht so *weitergehen!* Ich wünschte, wir hätten ihn nie in die Welt gesetzt!«

Es gefiel ihm, wenn sie sich so aufführte, denn dann machte sein Vater mit ihm immer lange Spaziergänge über die Beacons – nur sie beide –, während sie zu Hause blieb und die Vorhänge zuzog, damit sie schlafen konnte. »Ich muss mich erholen«, behauptete sie immer erschöpft, und dann kamen sie sehr viel später zurück und aßen in einem dunklen Haus zu Abend – schweigend, um sie nicht aufzuwecken –, und sein Vater stellte den Wodka jedes Mal woandershin.

Endlich, als Patrick acht war, hatte Mark Bennett – ein Ungeheuer von einem Bauernbengel – »Idiot!« gebrüllt und ihm in den Rücken geboxt, als er gerade am Klettergerüst hing. Patrick fiel in den Dreck, lag da und japste zum Himmel empor, bis er wieder Luft bekam. Als er langsam wieder auf die Beine kam, schwang der Größere bereits lachend auf der Schaukel hoch durch die Luft. Patrick hatte sich daneben gestellt und abgewartet, bis die Schaukel abwärts an ihm vor-

beigesaut kam – und Mark Bennett dann mit einem Schlagballschläger voll im Gesicht erwischt. Unter der kombinierten Wucht von Schläger und Schaukel ging er sofort k.o. und flog mit einem beeindruckenden Salto von der Schaukel, von dem eine ganze Kindergeneration aus Brecon behaupten würde, dass sie ihn mit eigenen Augen gesehen hätte.

Die Schulleitung hatte Patricks Mutter angerufen, die in Tränen ausgebrochen war und aufgelegt hatte, also hatten sie seinen Vater angerufen, der mitten am Tag von der Arbeit gekommen war, um ihn abzuholen.

Und deswegen ums Leben gekommen war.

4

Sam Ich schlafe, und ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich bemühe aufzuwachen.

Ich träume von Jesus, der im Pyjama am Kreuz hängt, die Hände in Todesqualen verdreht, während Maria Magdalena in blauer Kluft an seinen strampelnden Füßen zerrt. Dann wieder ist es ein Vogelmensch im schwarzen Umhang und einer Gasmasken, der kommt, um seinen langen Schnabel in den Glibber meiner Augen zu stoßen und mich an den Augenhöhlen davonzuzerren – und ich schreie, bis meine Kehle schmerzt, aber niemand kommt.

Weil es ein Traum ist – als ob es das besser macht.

Manchmal schlafe ich, aber mir ist *bewusst*, dass ich nicht wach bin. Dann schwimme ich in einem abgrundtiefen Brunnen auf die Oberfläche zu. Das Wasser ist dickflüssig und schmutzig, und ich kann den Lichtkreis nicht immer sehen. Nur die Angst vor dem, was in der gewundenen Finsternis lauert, lässt mich weiterkämpfen, lässt mich weiterschwimmen.

Und doch, jedes Mal, wenn ich fast da bin, wende ich mich von dem noch größeren Grauen über mir ab.

Dort oben, außerhalb des Wassers, schreit jemand vor Schmerz oder Zorn – eine gemarterte Seele heult in Todespein wüste Obszönitäten. Über mir eine Hölle. Ein Holocaust in einer fremden Sprache. Tränen werden vergossen; Frauen und Kinder sind völlig verängstigt und zutiefst betrübt. »Er wird schon wieder. Er wird schon wieder.« Doch das Schluchzen hört nicht auf – es wandert nur ein Stück weiter.

Irgendein unsichtbarer Fisch beißt mir in den Handrücken, und mein Arm wird kalt, und in meinem Innern zerrt es, als saugte ein Blutegel in meinem Bauch das Innerste nach außen. Meine Schultern tun weh, meine Beine verkrampfen sich, mein Nacken schmerzt. Hände streichen über mich hin, als sei ich eine Kuh auf dem Viehmarkt, und heiße Scheiße gleitet aus mir heraus – wie bei einer Kuh –, von keinerlei Anstand gehindert.

Hoch über mir sind Stimmen, als ob Menschen mit Eimern und anderen mechanischen Dingen an dem Brunnen vorüberkommen. Ich höre sie kommen, und ich höre sie gehen: ein behäbiger Dopplereffekt. Ich erkenne sie nicht, aber sie scheinen zu wissen, was sie tun; sie sind sehr beschäftigt, sehr *effizient*, auch wenn ich die Worte nicht verstehen kann.

Die Stimmen kommen und gehen, und ich komme und gehe auch – ins Leben und in Träume hinein und wieder hinaus, tagelang, wochenlang, jahrelang? Aber wenn ich *da* bin, lausche ich die ganze Zeit nach jemandem, den ich kenne. Wenn ich den höre, *dann* werde ich durch die Oberfläche brechen und rufen, *dann* werde ich sie wissen lassen, dass ich hier bin.

Ich werde rufen: *Hey! Hallo! Ich bin hier unten!* Und sie werden in den Brunnen hinunterschauen und mich dort ganz

unten sehen und verblüfft winken, und dann werden sie Hilfe holen und mich in einem großen Holzbottich hinaufziehen wie ein Kätzchen, das schon seit einer Ewigkeit verschwunden ist.

Hey! Hallo! Ich bin wach! Ich kann euch hören! Ich bin wach!

Die Worte liegen mir stets auf der reglosen Zunge. Alles, was mir abverlangt werden wird, ist die Luft, um sie zu bilden, die Anstrengung, sie hervorstößten, und ich werde auf und davon sein.

Aber aus irgendeinem Grund habe ich Angst, es zu versuchen.

Wenn ich mich nicht zwingen kann, aus meinen eigenen Träumen zu erwachen, was ist dann, wenn ich auch nicht laut rufen kann, wenn es nötig ist? Oder wenn ich rufen *kann*, aber niemand hört mich? Was ist, wenn sie direkt am Rand des tiefen dunklen Brunnens vorbeigehen und nicht hinunterschauen, ganz gleich, wie laut ich schreie?

Das wäre kein Traum mehr.

Das wäre ein Albtraum.

Tracy Evans stellte fest, dass Komapatienten keinen Besuch mit Gute-Besserung-Karten oder Obst bekamen. Komapatienten wurden von denen besucht, die sie liebten, oder von denen, die sich ihnen verpflichtet fühlten. Es war leicht, den Unterschied zu erkennen. Die, die liebten, blieben stundenlang, streichelten, wuschen, redeten, spielten über iPod-Kopfhörer Lieblingsmusik, schleppten Spielsachen aus Kindertagen oder Erwachsenenschnickschnack an, hielten duftende Blumen unter atemlose Nasen, sangen mit Tränen in den Augen und Krächzlauten in der Kehle »Happy Birthday«.

Die, die liebten, hofften auf Genesung.

Jene, die aus Pflichtgefühl kamen, hofften nur auf ein Ende, so oder so. Sie saßen da und lasen oder hatten ihre Laptops

mitgebracht, um ihre E-Mails aufzuarbeiten – und fragten ständig nach dem Passwort für den kostenlosen WLAN-Zugang. Sie kauten Nägel und klopften mit den Füßen und lasen jede Zeitschrift, die sie finden konnten, sogar die Gartenmagazine. Sie starrten zum Fenster hinaus, hinunter auf das Dach des Parkhauses und die Stadt dahinter – als wäre selbst das besser, als den Menschen in dem Bett anzusehen, der sich nicht entscheiden wollte, ob er leben oder sterben sollte.

Diese Besucher waren Tracy Evans lieber. Sie baten einen nie um eine Vase oder darum, die Jalousien zu öffnen, oder glaubten, sie hätten ein Zucken oder ein Blinzeln gesehen oder einen Finger, der im Morsecode SOS auf die zitronengelbe Decke geklopft hatte.

Die, die aus Liebe hier waren, waren ein bisschen anstrengend. Sie war erst ein paar Wochen hier, aber sie hatte bereits miterlebt, wie eine Freundin ihrem Freund einen lebensgroßen Stoffleoparden dagelassen und eine Frau eine elektrische Bratpfanne mitgebracht hatte, um am Bett ihres Mannes Speck zu braten. Außerdem hatten vier Mitglieder eines Karateclubs irgendeine Vorführung gegeben, einschließlich Gebrüll, in der Hoffnung, dadurch käme ein Gehirn in Gang, das nicht mehr funktionierte. Sie konnte sie nicht einmal dafür zurechtweisen, dass sie die anderen Patienten geweckt hätten, denn schließlich ging es ja um nichts anderes als darum, die Patienten auf der Komastation aufzuwecken.

Das alles war ja halbwegs unterhaltsam, aber auf keinen Fall konnte es Tracys zwanghaftes Interesse an Rose Mackenzies weiterem Werdegang ersetzen oder ihm den Weg ebnen.

Der einzige Lichtblick war Mr Deal.

Mr Deal kam an jedem Wochentag abends seine Frau besuchen, deren Krankenakte Tracy verriet, dass sie schon seit fast einem Jahr hier war, nachdem sie durch einen Treppen-

sturz eine Hirnblutung erlitten hatte. Mrs Deal war vierzig, das bedeutete, dass Mr Deal alt genug war, um Tracy sehr viel exotischer vorzukommen als die jungen Männer, die sie routinemäßig freitagabends im Evolution kennenlernte. Diese jungen Männer jagten im Rudel und kotzten in die Gosse; sie konnte sich nicht vorstellen, dass Mr Deal eins von beiden tun würde.

Er hatte etwas Herrisches, Düsteres an sich – ein bisschen was von Raft Ankers, wenn Tracy ganz ehrlich war –, und jedes Mal, wenn ihr Dienst mit seinen Besuchen zusammenfiel, war es ein kleiner Nervenkitzel.

Er kam nie am Wochenende und wirkte unter der Woche bei seinen abendlichen Besuchen gerade eben desinteressiert genug an seiner Frau, dass Tracy fand, ein klein bisschen Flirten wäre vielleicht nicht so schlimm – oder vergebliche Liebesmüh. Noch hatte sie es nicht getan – nicht so richtig –, doch sie wusste, dass es bald so weit sein würde, es sei denn, Mrs Deal starb, oder es ging ihr plötzlich besser. Eigentlich ja nur dann nicht, wenn sich ihr Zustand besserte. Denn wenn Mrs Deal starb, dachte Tracy, hätte sie trotzdem noch eine Chance. Männer lebten nicht gern allein und konnten das auch nicht gut. Das wusste Tracy, weil ihr Vater einmal versucht hatte, ihre Mutter zu verlassen, und er war so was von *überhaupt nicht* zurechtgekommen, dass er schon zwei Wochen später zurückgekommen war, den eingekniffenen Schwanz genau dort, wo eigentlich seine Eier hätten sein sollen.

Mr Deal war kein Pilot und kein Arzt, aber er war offensichtlich reich und bedeutend. Ersteres mutmaßte Tracy, weil er einen Schlüsselbund mit einem Mercedes-Anhänger hatte, den er oft um den Finger kreiseln ließ, während er auf das Parkhaus hinausschaute und seiner Frau den Rücken zudrehte. Sie nahm an, dass er bedeutend war, weil es sich, wenn er an seinem BlackBerry über seine Arbeit sprach, an-

hörte, als gäbe er eher Befehle, als welche entgegenzunehmen, und er fürchte dann immer die Stirn und seufzte, als habe er die Vereinten Nationen zu leiten.

Reich und bedeutend und ein klein wenig gefährlich.

Tracy Evans zog ein frisches Laken über Mrs Deals Körper straff, der sich langsam zusammenkrümmte, und hoffte, dass ihr Zustand sich nicht allzu bald bessern würde.

5

Es war erst die erste Augustwoche, doch Patrick hatte bereits seine Koffer fürs College gepackt.

Seinen Koffer, Singular.

Sarah Fort starrte in den zerschrammten, alten Koffer, der offen auf seinem Bett in der Mansarde lag, von der aus man auf die glatten grünen Hügel der Brecon Beacons hinausblickte. Sie hatte ihm gesagt, er solle alles mitnehmen, was er für zwölf Wochen brauchte, also hatte er seinen Laptop eingepackt, seine Fachbücher und seinen Kapuzenpullover mit der Aufschrift HOODIE.

Sonst nichts.

Seufzend zog sie Patricks Schubladen auf und machte sich daran, den Koffer mit vernünftigen Dingen zu füllen. Pullover, Unterhosen, Socken. In seinem Waschbeutel waren lediglich Zahnbürste und Zahnpasta, Billigshampoo und ein Rasierer mit unzähligen Klingen, jede vermutlich effektiver als die davor. Sarah lächelte beim Anblick des Rasierers. Patrick regte sich immer so fürchterlich über die Lügen auf, die die Werbung erzählte: Am besten, am haltbarsten und »Katzen würden Whiskas kaufen«, dagegen verwahrte sich seine Logik. Aber den Rasierer hatte er trotzdem gekauft – ein Opfer der Werbung, genau wie jeder normale Mensch.

Normal.

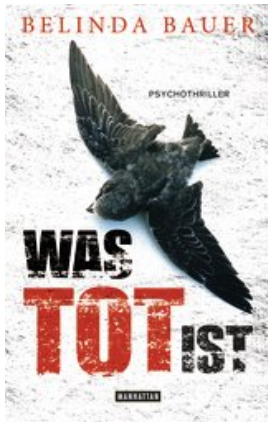
Das war alles, was sie sich für ihn wünschte – normal zu sein. Natürlich wünschte sie sich auch, dass er einen Job und eine Frau und eine Familie hätte – aber Normalsein würde ihr schon reichen. Normalsein wäre eine Erlösung.

Unten, neben dem baufälligen Holzschuppen, auf dem unkrautüberwucherten Kiesplatz, beugte sich Patrick über den Motor ihres kleinen Ford Fiesta. Was konnte normaler sein als ein Junge, der an einem sonnigen Tag ein Auto reparierte? Die Szene machte Sarah Hoffnung. Das hatte er von Matt – diesen Technikfimmel, obgleich Patrick nie fahren gelernt hatte. Der Fiesta war jetzt zwanzig Jahre alt, und dank ihm lief er immer noch 1a.

Sie sah ihm beim Herumhantieren zu. Aus dieser Entfernung konnte sie den Jungen *und* den Mann erkennen; wie er sich verändert hatte, sich aber immer noch weiter veränderte. Große Hände am Ende drahtiger Arme, breite Schultern, jedoch schmale Hüften und kurzes Haar, das sich im Nacken zu Kinderlocken ringelte, als er sich vorbeugte, um den Ölstand zu prüfen.

Sarah seufzte. Patrick war so ein süßes Baby gewesen, ein fröhliches Kleinkind. Dann jedoch immer mehr ein seltsamer kleiner Junge. Er hatte angefangen, sich steif zu machen, wenn sie versuchten, ihn zu knuddeln, wegzuschauen, wenn sie sprachen. Seine Lehrer sagten, beim Rechnen sei er der Klügste in der Klasse, doch sie schauten auf ihre Hände hinunter und nuskelten betreten, wenn sie über alles andere sprachen: seine Fixierung auf Details und Routine, seine Isolation und den fehlenden Blickkontakt.

Nachdem Matt ... gestorben war, war es mit Patrick schlimmer geworden. Er schrie, wenn Sarah die Arme nach ihm ausstreckte, und sagte kaum etwas – fragte nur zwanghaft immer wieder: »Was ist mit Daddy passiert?«



Belinda Bauer

Was tot ist
Psychothriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-54750-0

Manhattan

Erscheinungstermin: Juli 2014

Das Leben interessiert den autistischen Medizinstudenten Patrick nicht. Ihn fasziniert der Tod. Für einen Mörder wird er damit zur größten Gefahr...

» Die Toten können nicht zu uns sprechen«, hatte Professor Madoc gesagt. Eine glatte Lüge. Denn der Leichnam, den Patrick Fort im Anatomie-Kurs vor sich auf dem Tisch liegen hat, versucht ihm eine ganze Menge mitzuteilen. Dabei ist das Leben für den autistischen Patrick schon rätselhaft genug – auch ohne einen möglichen Mordfall aufklären zu müssen. Ein Verbrechen, an das sonst niemand glaubt. Und während Patrick akribisch versucht, hinter das Geheimnis des Toten zu kommen, gerät er selbst ins Fadenkreuz und in ein Netz aus Lügen in seinem engsten Umfeld ...

 [Der Titel im Katalog](#)